

Deutsch – Textblatt

Die Zeit ist ein Ding mit Beulen

Mein Vater kaufte im Sommer 1965 einen Volvo, einen Gebrauchtwagen aus grauem Stahlblech mit schielenden Scheinwerfern und einem Katzenbuckel, obwohl unserem weissen Ford Cortina nichts gefehlt hatte. Er sollte uns über die Grenze nach Deutschland bringen für den obligatorischen Verwandtenbesuch. Mehr als dreihundert Kilometer würden wir fahren. Es wurde wie immer für eine gute Reise gebetet.

10 Diese verlief zunächst glatt, doch keine fünfzehn Kilometer hinter dem Grenzübergang stand das graue Ungetüm ohnmächtig dampfend am Strassenrand. Einen Abschleppwagen und ungefähr zwei Stunden später war die ganze Ferienfamilie in der stark nach Öl riechenden Werkstatt des Autohauses Schneider versammelt, wo ein Mann im Arbeitsanzug, vermutlich Herr Schneider persönlich, mit an Freude grenzender Grimmigkeit sich die Hände an einem Putzlappen abwischte und meine Eltern kopfschüttelnd ansah. Es sah nicht gut aus. Etwas war gar nicht in Ordnung an unserem neuen Auto. Aber er würde jetzt gleich telefonisch ein Ersatzteil bestellen. Mein Vater war bei diesen Worten ganz rot geworden, meine Mutter dagegen ganz 25 blass.

Wir drei Jungen fanden es toll in der Werkstatt. Mitten im Raum, zwischen herumliegenden Werkzeugen, Drehbänken, Hebebühnen und Ölfässern, stand ein Autowrack, rot, noch ganz frisch, das irreparable Resultat eines Zusammenstosses. Wir gingen flüsternd um die Karosserie herum, um die verformten Stossstangen und zerknautschten Türen. Die Vorderseite des Autos war wie eine Harmonika zusammengedrückt. Wir schauten hinein durch die zerbröselten Scheiben und steckten unsere Arme an den Glasscherben vorbei ins Wageninnere.

Herr Schneider kam aus seinem Büro, in dem er telefonierte. «Morgen», sagte er. «Vorher geht es nicht. Es ist ja, ich will mal so sagen, kein ganz normales Auto, das Sie sich da zugelegt haben. Das Ersatzteil muss aus Köln kommen. Wie dem auch sei, wir tun unser Möglichstes.»

Kurz darauf ging die Familie mit ein paar Gepäckstücken auf der staubigen Strasse ins Dorf zu dem kleinen Hotel, das der Werkstattinhaber uns freundlich empfohlen und sehr hilfsbereit auch schon angerufen hatte. In der Wirtsstube schwiegen meine Eltern, und sie unternahmen keinerlei Versuch, den Tag noch irgendwie zu retten. Es war die Wirtin, die uns unser Zimmer zeigte und uns ins Bett brachte.

Dieses Bett war das grösste, das ich je gesehen hatte, es passten drei Kinder hinein, bequem, und ein riesiges, pralles, weisses deutsches Federbett bedeckte das Ganze, dick und hoch wie eine Wolke, nur beschirmender und wärmer, vor allem nachdem die Frau es noch einmal über uns aufgeschüttelt hatte. Ich sehe noch, wie dieses ganze Weiss in Richtung der Balkendecke hochschwebt, und dann sinkt es sanft auf uns herab. Ich glaube, ich habe mich noch nie so behütet und warm gefühlt.

Rund vierzig Jahre später fuhr ich in meinem eigenen Volvo in ebendieser Gegend über eine der Landstrassen, als ich an einer Kreuzung einen Wegweiser mit dem Namen des Dorfes entdeckte. Es war nicht weit.

Die Werkstatt sah ich nicht, aber der Gasthof war nicht zu verfehlen. Ich bestellte ein Bier in der Wirtsstube. Der Mann am Ausschank gab einsilbige Antworten auf meine vorsichtigen Fragen. Ja, der Gasthof habe seinen Eltern gehört, und oben gebe es noch immer sechs Hotelzimmer. Nein, sein Vater sei tot und seine Mutter nicht mehr ansprechbar. Ich holte tief Luft und erzählte ihm von der Auto- 70 panne und der Nacht in dem grossen Bett. Der Mann warf mir einen kurzen, forschenden Blick zu.

«Das hatten meine Eltern mit dem alten Schneider prima geregelt», sagte er. «Egal, was mit einem Auto war, immer musste ein Ersatzteil besorgt werden, nie war es vorrätig, nie kam es noch am selben Tag. Und dann wurde bei uns gegessen, geschlafen und getrunken. Die Leute kamen auf gar keinen Fall mehr weg. Am späten Abend holte Schneider sich dann seinen verdienten Schnaps.»

Auch dieses Gespräch liegt schon Jahre zurück. Noch immer, wenn ich auf der Autobahn kurz hinter der Grenze das Schild mit dem Namen des Dorfes sehe, überkommt mich ein Glücksgefühl.

Alle Erinnerungen sind Fiktion. Sobald die Zeit eine Form erhält und zu einem Ding mit Beulen wird, das man fassen kann, ist nichts mehr ganz wahr. Aber was macht das schon? Ich habe für alle Zeiten ein Zimmer in einem Hotel in Deutschland, und da ist ein grosses weisses Federbett, das, wann immer ich will, auf mich herabsinkt.

*Hans Maarten van den Brink, geb. 1956
NZZ, 16. Juni 2018 (Text adaptiert)*